



Leben mit Auschwitz

Momente der Geschichte und Erfahrungen der dritten Generation

In ihrem Buch widmet sich Andrea von Treuenfeld einem bedeutenden Thema, der Frage nämlich, was Enkelinnen und Enkel von Überlebenden der Nazi-Verfolgungen von den Erfahrungen ihrer Großeltern wissen und welche Bedeutung dieses Wissen in ihrem heutigen Leben in der Bundesrepublik Deutschland für sie hat. Es ist der Autorin gelungen, eine Reihe von Menschen mit zum Teil sehr unterschiedlichen Familienhintergründen für ihr Vorhaben zu gewinnen, sodass hier jene zu Wort kommen, deren Vorfahren als politische Gegner des Nationalsozialismus, als Roma und Sinti oder als Juden verfolgt wurden. Unter den Vorfahren mancher Interviewter gab es allerdings auch überzeugte Nazis bzw. Nazi-Mitläufer, was speziell diese Familiengeschichten interessant macht. Aus eigener Forschungserfahrung weiß ich, wie schwierig es ist, Menschen zu finden, die dazu bereit sind, ihre persönliche Geschichte durch solche Gespräche öffentlich zu machen. Dies gilt in ganz

besonderer Weise für Jüdinnen oder Juden in diesem Land.

Die in diesem Band versammelten Interviews sind „vor Halle“ geführt worden. Ist es doch zu befürchten, dass der furchtbare Anschlag auf die Synagoge in Halle am Yom Kippur dieses Jahres [2019], dem Versöhnungstag, eine Zäsur im post-nationalsozialistischen deutsch-jüdischen Verhältnis darstellen wird. Wohl nur aufgrund eines fast wundersam erscheinenden Schusses der Synagogentür, das den Schüssen des Täters standhielt, wurde ein Massaker verhindert. Ich vermute, dass viele der in der Synagoge eingesperrten Jüdinnen und Juden Bilder vor Augen hatten, die der Erinnerung an die Shoah entstammen, wie Nazi-Täter Synagogen anzündeten, in die sie ihre Opfer hineingetrieben und eingesperrt hatten.

Aus dem Vorwort des Psychoanalytikers Kurt Grünberg

Daniel Neumann

Meine Großeltern

Daniel Neumann, geboren am 25. Dezember 1973 in Jugenheim/ Darmstadt, Jurist, Autor; Direktor des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen; Enkel der Franja Broner Neumann und des Hans Neumann

Franja Broner Neumann, geboren als Franja Broner am 20. Juni 1915 in Bedzin (Polen). Vermutlich 1940 Zwangsumsiedlung in das Ghetto in Bedzin. 3. August 1943 Deportation nach Auschwitz-Birkenau, Zwangsarbeit in Munitionsfabrik. Ab 17./18. Januar 1945 Todesmarsch nach Ravensbrück. 20. April 1945 Befreiung in Ravensbrück durch sowjetische Truppen. Ab Sommer 1945 in Fulda. Gestorben am 17. November 1995 in Darmstadt

Hans Neumann, geboren am 2. Februar 1902 in Breslau. Sommer 1936 Flucht nach Prag. Januar 1937 über Paris nach Spanien, Kämpfer der Internationalen Brigaden. Dezember 1938 Rückkehr nach Frankreich. Januar 1939 Flucht nach Amsterdam. Juni 1940 über Paris als Fremdenlegionär nach Nordafrika, interniert in einem Strafbataillon. Ab April 1944 als alliierter Soldat über Italien nach Frankreich. 1945 Rückkehr nach Deutschland. Gestorben am 3. Februar 1972 in Darmstadt

Obwohl ich mit meiner Großmutter aufgewachsen bin, weiß ich nicht viel über sie. Ihre Geschichte ist bei weitem nicht in dem Maße erinnert und aufgearbeitet, wie das bei meinem Großvater der Fall ist. Was vor allem damit zusammenhängt, dass es schrecklich unangenehme Erinnerungen sind.

Sie sprach nur selten darüber, wenig. Die Informationen, die ich habe, die sind wirklich rudimentär. Ich weiß, sie ist großgeworden in Bedzin in Polen, ich weiß, sie hatte dort eine Näherei, sie hatte drei Angestellte. Ich weiß, sie war verheiratet, sie hat ein kleines Kind gehabt. Ich weiß noch nicht mal, ob es ein Mädchen oder ein Junge war. Darüber ist nicht gesprochen worden. Nie. Beide sind in Auschwitz umgekommen, ihr Mann wie das Kind. Sie ist von Auschwitz auf den Todesmarsch nach Ravensbrück geschickt worden. Befreit am 20. April. Führers Geburtstag war sozusagen die Wiedergeburt meiner Großmutter. Dann auf verschlungenen Pfaden nach Fulda, wo sie ihren Bruder wiedergetroffen hat, dessen Frau auch überlebt hat. Mehr Geschwister gab es nicht - nach meiner Kenntnis. Aber auch darüber wurde geschwiegen, es hat niemand Informationen preisgegeben. Meine Eltern wollten, dass man meine Großmutter so erlebt, wie sie ist. Und wollten auch das Bild nicht nachträglich noch in irgendeiner Weise - positiv, negativ, in welcher Art auch immer - verändern. Selbst mein Vater hat mir nie

gesagt, dass er eigentlich ein Geschwisterkind hatte, das ermordet wurde. Das hat meine Mutter mir irgendwann gesagt. So ganz nebenbei, en passant in der Küche, als ich schon etwa zwanzig war.

Ich war damals geschockt, irritiert. Habe natürlich gefragt, warum habt ihr uns Kindern das nie erzählt? Es ist ja nicht so, dass man nicht gefragt hat. „Weil es zu schmerzhaft ist“, hat sie gesagt. „Wir schaffen das nicht.“ Gerade mein Vater schaffte das nicht. Er war sowieso sehr empfindlich, was das alles anging. Er hat schon als Kind diese Horrorgeschichten meiner Großmutter gehört, die mit anderen Überlebenden immer wieder über die Schrecken von Auschwitz gesprochen hat. Und auch mit ihm, aber das hat er relativ schnell abgeblockt. Sich vorzustellen, was sie mit seiner Mutter gemacht haben, hat er mal gesagt, das erträgt man nicht, das zerreißt einen. Er wollte es nicht hören, wie sie halbnackt im Winter draußen stehen musste über Stunden hinweg. Sie hat in einer Munitionsfabrik gearbeitet, in der sie bei Wind und Wetter immer in kniehohem Wasser stehen musste, damit das Schwarzpulver nicht Feuer fängt beziehungsweise, wenn es denn Feuer fängt, sich nicht ausbreitet und irgendwas explodiert. Darüber hat sie ihm erzählt. Über die Pein, das erleben zu müssen. Und über die Schmerzen. Er hat sich dann immer schnell an meinen Opa gewendet: Erzähl doch mal das Positive, erzähl mal die Heldengeschichten aus Spanien, aus der Fremdenlegion. Deshalb ist das, was über das Leben meiner Oma erzählt worden ist, so rudimentär. Es gab später Versuche, das Leben meiner Oma aufzuzeichnen. Sie war jedoch nicht mehr in der Lage, alles nochmal zu rekapitulieren.

Aber als ich so zwischen sechs und dreizehn war, gab es eine Phase, in der sie immer mal wieder mit mir drüber gesprochen hat. Aber nur, wenn ich bei ihr übernachtet habe, dann entstanden diese Momente. Vielleicht hat sie eine engere Beziehung zu mir gehabt, weil sie selbst nur einen Sohn hatte. Vielleicht war ich auch als Ältester - die anderen, zwei Mädchen, waren halt noch kleiner - neben meinem Vater der erste Ansprechpartner für sie. Wir haben dann zusammen gegessen und danach saßen wir und haben Kreuzwörterrätsel gelöst oder Hans Rosenthal geguckt. Oder sie hat eben angefangen, über die Vergangenheit zu erzählen. Ich kann mich noch erinnern, dass sie erzählt hat, wie grauenhaft das war, als sie nach Auschwitz gekommen ist. Die Angst auf der Rampe vor der Selektion. Da waren die Wachen und die haben darüber entschieden, wer überlebt und wer stirbt. Wenn du stark warst, dann hast du überlebt, und wenn du schwach warst, musstest du sofort ins Gas. Ich wusste natürlich nicht, was Gas bedeutet. Das hat sie mir aber erklärt. Und dass jeden Tag eine Gruppe ausgewählt wurde, die dann zusammen in einen Raum gegangen ist - das wusste sie natürlich nur, weil man das gesehen hat, dass es da einen Raum gibt. Die gehen zum Duschen, hieß es. Und man wusste nie, ob sie wieder zu-rückkommen, ob sie also wirklich nur duschen waren. Oder ob die Dusche der Raum ist, wo das Gas kommt. Deshalb hat man immer gebetet, dass man nicht zum Duschen geholt wird. Und wenn man doch zum Duschen geholt

wurde, dann hatte man diese riesen Angst, in dem Raum zu stehen und nicht zu wissen, ob jetzt Wasser kommt oder was anderes passiert. Ich konnte mir nicht so recht vorstellen, wie das aussah. Sie hat es mir beschrieben als großen, kahlen Raum. Sie sagte, wie eine Dusche. Und da wäre eine Öffnung gewesen an der Decke.

Ich fand das alles schrecklich, gruselig. Aber das sind genau die Geschichten, an die ich mich erinnere. Und an die über die Wachen, wie unmenschlich die Wachen waren. Das weiß ich noch so genau, weil sie in dem Zusammenhang später immer wieder darauf rekurriert hat: „Ich weiß ja nicht, wer von unseren Nachbarn möglicherweise so eine Wache war. Ich habe so viele schlechte Menschen getroffen, so viele, die uns schlecht behandelt haben. Jetzt lebe ich unter diesen Menschen ...“ Irgendwann trafen wir beim Einkaufen einen ihrer Nachbarn und sie sagte: „Der grüßt mich immer sehr nett, aber der hat ungefähr das Alter, das ich habe. Wer weiß, ob der nicht ein Wachmann war, ob der nicht ein Nazi war.“ Das hat sie nie losgelassen, diese Unwissenheit. Hier zu leben und zu wissen, dass man umgeben ist von Menschen, die möglicherweise Nazis waren. Die möglicherweise auch ihre Peiniger waren. Das hat ihr schwer zu schaffen gemacht.

Was sie noch erzählt hat, war, dass sie immer darauf gehofft hat und gebetet hat, dass das irgendwann ein Ende hat. „Und dann kamen die Russen und die haben uns befreit.“ Sie hat das nicht wirklich konkretisiert, und ich habe immer gedacht, das waren Zelte, aus denen sie rausgeholt wurden. Anders konnte ich mir das gar nicht vorstellen. Die Befreiung war für mich der erlösende Moment, dann wusste ich, jetzt ist es vorbei. Ich wusste ja, sie hat überlebt. Das war dann doch ein gutes Ende, und mehr wollte ich auch nicht wissen.

Teilweise hat sie mir das am Tisch erzählt. Oder abends, wenn ich im Bett lag. Dann brach das einfach so raus. Es gab immer wieder diese Momente, entweder meinem Vater gegenüber oder mir gegenüber - ich weiß nicht, ob sie jemals mit meiner Mutter drüber gesprochen hat - in denen sie das Gefühl hatte, sie muss das noch loswerden. Sie wollte diese tief eingebrannten Erinnerungen, die einen natürlich nie loslassen, weitergeben. Wollte, dass wir wissen, was da war. Aber nicht zu detailliert. Sie wusste natürlich, sie hat es mit einem Kind zu tun, das sie nicht überbelasten kann mit diesen Dingen. Irgendwo endet ja auch die Vorstellungskraft eines Kindes. Aber ich glaube schon, dass es ihr wichtig war, dass ich verstehe, was da passiert ist. Und wie sehr sie gelitten hat. Und sicherlich war es auch eine Mahnung zur Vorsicht: wachsam bleiben, sich bewusst sein, wo man lebt.

Auf der einen Seite hat sie versucht, Vertrauen zu schöpfen und zu schaffen - auch zu ihren Mitmenschen. Auf der anderen Seite war aber der Bruch so massiv, war der Graben so tief, dass es sie immer wieder eingeholt hat.

Das lag natürlich auch daran, dass sie immer wieder wegen der Auschwitz-Nummer auf ihrem Arm angespro-



chen oder komisch beäugt wurde. Das waren Situationen, mit denen sie nur ganz schwer umgehen konnte. Wohl auch deshalb hat sie mehr Kontakte zu jüdischen Menschen gehabt als zu nichtjüdischen. Sie hat nicht per se alle verurteilt, hat auch nicht jedem von vorneherein unterstellt, ein Nazi zu sein. Aber die Unsicherheit, nicht zu wissen, welche Rolle die Menschen gespielt haben, hat sie dazu bewogen, sich eher zurückzuziehen und sich im jüdischen Kontext zu bewegen, als mit viel Vertrauensvorschuss in die nichtjüdische Gesellschaft zurückzukehren.

Dazu haben sicher auch die Erfahrungen beigetragen, die sie unmittelbar nach Kriegsende gemacht hat. Sie war nochmal in ihrer Heimatstadt B4zin, auch bei ihrer Wohnung. Die Leute, die da inzwischen wohnten, haben die Tür geöffnet und gefragt, was sie will. Sie hat gesagt: „Ich habe hier mal gewohnt, mein Name ist Frania Broner.“ Daraufhin haben die gesagt: „Haben sie vergessen, dich zu vergasen?“ Und haben ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen. Da war auch für sie klar, dass ist nicht mehr ihr Land.

Mein Großvater ist, als er emigrierte, erst in die Tschechoslowakei gegangen, war dann als Interbrigadist im Spanienkrieg, kam zurück nach Frankreich, ist von dort nach Holland und wieder zurück nach Frankreich, wo er in die Fremdenlegion eintrat und nach Nordafrika geschickt wurde. Er hatte also Phasen gehabt, in denen er sich in Frankreich aufgehalten hatte, auch nachdem er aus der Fremdenlegion zurückkam. Er wollte eigentlich kämpfen, aber als er zurückkam, war die Invasion der Normandie schon vorbei. Er ist dann nach Paris zurückgekehrt, weil einer seiner Freunde dort lebte, und hat überlegt, wo gehe ich jetzt hin? Spanien war nie sein Zuhause, die Tschechoslowakei auch nicht. Also wohin? In Frankreich bleiben? Aber das Vichy-Regime und Kollaborateur Philippe Petain* - das waren Nazis. Trotzdem klang es immer noch besser als Deutschland. Aber da war diese Zerrissenheit, deshalb der Titel des Buches „Im Zweifel nach Deutschland“, das mein Vater über meinen Großvater geschrieben hat. Er hat sich schließlich gesagt, ich will schauen, ob irgendjemand überlebt hat. Seine Eltern waren schon vor dem Krieg gestorben. Erst später hat er erfahren, dass sein Bruder und eine Schwester in Auschwitz ermordet wurden, seine zweite Schwester sich nach Shanghai retten konnte.

Die Gruppe, in der er sich damals aufhielt, das waren alte Sozialdemokraten, Kommunisten, Widerstandskämpfer aller. Couleur. Einer von denen wusste, dass in Potsdam unbelastete Leute gesucht wurden. Er hat sich vorgestellt, aber ist dort auf jemand getroffen, zu dem er seit seiner Spanienzeit ein sehr schlechtes Verhältnis hatte, weil er ihm, der damals Kommandant war, vorgeworfen hatte, von seinem ganzen Habitus und Autoritätsgehabe auch nicht besser gewesen zu sein als die Faschisten und die Nazis. Das hat ihm den Weg zum Polizeipräsidenten kaputtgemacht, denn ausgerechnet dieser Mann saß nun in der Findungskommission.

Er hörte dann, dass es in Fulda noch jemand mit dem Familiennamen Neumann geben sollte. Mehr hatte man nicht. Man hat sich untereinander ausgetauscht. Hat gefragt, gibt es irgendwo noch jemand? Und so suchte er in Fulda nach Verwandten. Erfolglos, aber er lernte Samuel „Samek“ Broner kennen, der mit Max Gerson die dortige Gemeinde wiederaufbaute. Und über ihn dessen Schwester Frania. Er hat das Angebot bekommen, Gemeindegemeindefunktionär zu werden, ist aber nochmal zurückgekehrt nach Frankreich und hat gemerkt, dass die Bindungen dort nicht stark genug sind. Er war halt deutsch, von seiner Kultur und von seiner Geisteshaltung her. Deshalb hat er sich am Ende entschieden, wieder nach Deutschland zu gehen, auch immer ein bisschen unter dem Eindruck: Irgendjemand muss das Land ja wieder aufbauen, man kann es ja nicht nur den „einstigen Nazis“ überlassen. Mein Opa hatte sich also schon eher mit dem Gedanken angefreundet, in Deutschland zu bleiben. Für meine Oma jedoch, die zwar hohen Respekt vor der Kultur hatte, auch grundlegende Kenntnisse in Deutsch, war es noch stärker das Land der Mörder.

In dieser Phase haben sie immer wieder drüber nachgedacht zu gehen. Aber beide waren krank, schwer krank. Meine Oma hatte nach Auschwitz chronische Blasenentzündungen und Nierenprobleme. Mein Opa war wegen der Strapazen in den Kriegen und dem Trans-Sahara-Eisenbahnbau in Nordafrika herzkrank, hatte einen Herzinfarkt gehabt. Die beiden waren nicht das Klientel, das Amerika, Australien oder Kanada haben wollte. Und dann passierte schließlich das, was vielen passiert ist: Man begann, sich widerwillig einzurichten. Man hat angefangen, Wurzeln zu schlagen.



Links: Autor Daniel Neumann;
Foto: HGVorndran

Rechts seine Großeltern Frania und Hans mit Sohn Moritz;
Foto: privat



Dabei hat sicherlich die eigene Erfahrungswelt dazu beigetragen zu sagen: „Wir müssen den anderen hier helfen.“ Denn als sie heiraten wollten, hat man ihnen beim Amt erstmal erklärt, man bräuchte ihre Ausweise. Und mein Großvater hat gesagt: „Wir haben keine Ausweise.“ „Wenn sie keine Ausweise haben, können sie hier nicht heiraten.“ Da hat er sagt: „Wo sollen wir die denn hernehmen? Kennen Sie unsere Geschichte? Meine Frau kommt aus Auschwitz - Sie wissen, was Auschwitz war? Und ich bin vor den Nazis geflüchtet und war zehn Jahre nicht hier. Was also wollen Sie? Wollen Sie den Ausweis, wo das große J drauf ist?“

Allein daran hat er gemerkt, dass es Leute braucht, die deutsch sprechen, die auch etwas tougher sind im Umgang mit Behörden und die sich dafür einsetzen, den displaced persons und auch den wenigen Rückkehrern zu ihrem Recht zu verhelfen. Darin hat er zunächst mal seine Aufgabe gefunden. Und dann hat es nicht lange gedauert und es gab ein berufliches Angebot, in ein Textilgeschäft mitzusteigen. Das, oder noch mehr die Geburt meines Vaters 1948, war dann endgültig der Moment, in dem die Entscheidung fiel, zu bleiben. Obwohl es im Vorfeld Überlegungen gab: Wollen wir in Deutschland ein Kind großziehen, ist das wirklich der richtige Ort? Aber sie haben sich dazu entschieden, auch wegen der gesundheitlichen Situation.

Ich war in Auschwitz, als ich achtzehn war, ein Schüleraustausch mit Polen. Es stand mir natürlich frei mitzukommen. Es war kein Zwang. Aber ich wollte dorthin, ich wollte das sehen. Weil es ein Element der Geschichte ist und ein Teil der Familiengeschichte.

Mit Polen per se habe ich keine Berührungängste gehabt. Vermutlich gab es aber eine gewisse Vorbelastung, weil ich ja wusste, welches Erlebnis meine Oma noch nach dem Krieg dort hatte. Und ich wusste, dass das Land in der Aufarbeitung nicht unbedingt ein Vorreiter war. Polen hat auch ein ziemlich dunkles Kapitel in der Geschichte gespielt. Es ist unfassbar, was an jüdischem Leben zerstört worden ist. Es gab Orte, da machte die jüdische Gemeinschaft fünfzig Prozent aus, halb Juden, halb Nichtjuden, und man hat zusammengelebt.

Meine Gastfamilie kannte meine Geschichte nicht, und ich habe auch keinen Wert daraufgelegt, sie zu erzählen. Weil ich nicht wusste, was passieren würde, wenn sie sie erfahren. Sie war unheimlich freundlich, hat sich alles vom Mund abgespart, hat trockenes Brot gegessen, damit ich zwei Brötchen bekam. Das war mir schrecklich unangenehm. Mit diesem Gefühl, dort nicht als überheblich und dekadent auftreten zu wollen - sie haben kaum Geld, und ich bin wie ein König mit meiner Westwährung -, habe ich mich ohnehin die ganze Zeit schlecht gefühlt. Das war das eine und das zweite war die ganze Atmosphäre. Ich fand Polen generell grauenhaft. Ich habe noch nie ein Land als so abstoßend empfunden wie Polen. Das war, als würde ein Schleier darauf liegen. Als wäre der Tod noch in der Luft. Ich habe gedacht, ich komme da in eine Beerdigungsanstalt.

Und dann kam die Fahrt nach Auschwitz. Meine Schulfreunde wussten um meine Geschichte und haben gemerkt, dass da irgendwas nicht stimmt. Dass ich immer ruhiger wurde. Sie haben versucht, mich aufzuheitern, Kaspereien, blöde Witze, Musik, alles Mögliche. Aber schon auf dem Weg dorthin sind wir an Gebäuden vorbeigefahren, auf denen Hakenkreuze aufgesprüht waren. Und das Anfang der neunziger Jahre - wie viel hat sich denn wirklich verändert?

Von Auschwitz weiß ich nicht mehr viel. Ich weiß, wir sind in den ersten Raum gegangen, wo hinter Glas alle Haare lagen. Ich weiß, wir sind in den zweiten Raum gegangen, da waren Brillen und Schuhe. Und da bin ich zusammengebrochen. Ich bin nicht ohnmächtig geworden, sondern ich fing an zu weinen. Und ging auf die Knie. Meine Freunde haben mich hochgehoben und rausgebracht. Blieben auch bei mir und waren erstaunlich sensibel. Ein Teil der Gruppe hat sich das dann noch angeschaut. Aber für mich war das Wissen, was dort passiert ist mit meiner Familie, mit den jüdischen Menschen, unfassbar. Deshalb will ich da nie wieder hin. Nie mehr. Das ist für mich komplett verbrannter Boden. Blutige Erde.

Es gibt wahrscheinlich keinen schlimmeren Ort auf der Welt - als Synonym für Grauen, Gewalt, Menschenverachtung. Ich will jetzt nicht poetisch werden, aber wenn man nach einem Ort sucht, der der Hölle am nächsten ist, dann ist es wohl Auschwitz. Es ist ein Ort, bei dem man das Gefühl hat: Das ist das Böse.

Es gibt ja Menschen, die machen sich auf die Suche nach ihrer Familie. Schauen, wo hat sie gewohnt, in welche Schule ist sie gegangen, in welche Synagoge. Ich bin mir nicht sicher, ob ich das alles wissen will. Ob ich das alles nochmal aufreißen will. Bis jetzt wollte ich es nicht. Prinzipiell habe ich einen ziemlich rationalistischen Blick auf Geschichte, auch auf Familiengeschichte. Dieses pathetische „Die Menschen leben in deinem Herzen weiter“, bezogen auf Generationen, die vergangen sind, das finde ich ein bisschen übertrieben. Ich habe den direkten Bezug natürlich zu meinen Eltern, auch einen sehr engen Bezug zu meinen Großeltern - und da hört es dann aber schon auf. Denn was ist wirklich noch da, was mich



Moritz Neumann bei der Vorstellung seines Buches „Im Zweifel nach Deutschland. Geschichte einer Flucht und Rückkehr“ im April 2005 im Martin-Buber-Haus in Heppenheim; Foto: HGVorndran



mit den Generationen davor verbindet und meine Identität, mein Wesen bestimmt?

Für mich war meine Großmutter wichtig - sie war ja die Einzige, die ich noch hatte; mein Großvater ist gestorben, bevor ich geboren wurde - so, wie ich sie erlebt habe. Ich will nicht wissen, wie sie vorher war. Wie ihr Mann war, ihr Kind war, wie sie großgeworden ist in einer ganz anderen Welt. Das ist für mich nicht relevant. Vielleicht erfahre ich da auch etwas, was ich gar nicht erfahren will. Insofern war ich froh, dass ich sie so kennengelernt habe, wie ich mich an sie erinnere: als sehr offenen Menschen - gegenüber uns, innerjüdisch und familiär. Als sehr gastfreundlich, gütig, hilfsbereit. Nicht verbittert, gar nicht.

Man kann natürlich aus Interesse Ahnenforschung betreiben, aber ich bin sicher zu unromantisch, um zu sagen, diese Vorfahren hätten noch einen Einfluss auf mich oder ich würde irgendwas von ihnen in mir tragen. Was das Jüdische angeht, ist es etwas Anderes. Da gibt es dieses kollektive Jüdische, was man in sich trägt - sozusagen achtzig Generationen zurück bis zum Sinai. Da gibt es eine Generationenfolge, von der ich sage: „Okay, wir haben was, was wir weitergeben. Nicht immer gleich, sondern sich immer wieder verändernd. Aber es gibt etwas, das uns trägt, durch die Geschichte.“

Deshalb war mir immer klar, dass ich nur eine jüdische Frau heirate. Warum? Weil ich sonst das Gefühl gehabt hätte, dass ich all das verrate, wofür meine Großeltern gelitten haben. Und nicht nur sie. Alle, die davor kamen. Das hat natürlich ein verbindendes Element, dieses Jüdischsein. Es gibt mehr oder weniger einen Auftrag, es gibt eine Verantwortung, die uns bindet. Die uns auch an frühere Generationen bindet. Aber natürlich ganz explizit auch an unsere Großeltern. Und dieses Glied der Generationenkette zu zerschlagen, das wäre für mich undenkbar gewesen. Der einzige Grund, warum meine Großeltern im KZ waren, warum sie ihre Familie verloren haben, warum ich keine Familie mehr habe, war, dass sie jüdisch waren. Aber der Gedanke, dass das nur Schlechtes gebracht hat, der kam mir nie. Im Gegenteil. Ich habe immer nur das Positive wahrgenommen. Deshalb war mir völlig klar, dass ich das nie würde aufgeben können. Und dass ich jüdische Kinder in die Welt setzen wollte.

faden entstand, ein neues Kettenglied, das war schon unglaublich. Aber dass das dann wieder dazu beiträgt, viele, viele Kettenglieder zu schaffen, das war ziemlich unvorhersehbar. Deshalb war eine jüdische Familie für mich überhaupt keine Frage. Bei aller Skepsis gegenüber diesem Land. Denn mein Verhältnis dazu ist alles andere als eindeutig.

Ich könnte nicht sagen, dass Deutschland meine Heimat ist. Noch nicht mal die Stadt, in der ich lebe. Ich würde mich als heimatverbunden bezeichnen im Sinne von ortsgebunden. Aber Heimat - das ist eine Kategorie, die passt da nicht hin. Der Begriff ist mir oft zu negativ, zu schwülstig besetzt. Ein Begriff, der für mich ganz gut passt, ist der des amerikanischen Dichters und Schriftstellers Robert Frost, der gesagt hat: „Home ist the place where, when you have to go there, they have to take you in.“ Heimat ist der Ort, an dem man dich einlassen muss, wenn du hinkommst. Da ist was dran: die Sicherheit zu wissen, dass es diesen einen Ort gibt, an dem ich bedingungslos aufgenommen werde. Egal, in welcher Lebenssituation ich dort hinkomme. Ein Ort, an dem ich genauso sein kann, wie ich bin, ohne dass ich mir Sorgen machen muss, dass mich einer schief anguckt oder dass dem auch nur Fragen kommen über mich. Das ist schon etwas, das man hier nicht erlebt, oder zumindest nur in einem Umfeld von Freunden. Da die meisten auf der Straße nicht wissen, ob man jüdisch ist oder nicht, wird man damit auch nicht regelmäßig konfrontiert. Aber es hängt wie ein Damoklesschwert über einem - bereit zuzustechen. Und das lässt einen nie ganz los.

Mit freundlicher Genehmigung von Daniel Neumann und dem Verlag aus:

Andrea von Treuenfeld, Leben mit Auschwitz. Momente der Geschichte und Erfahrungen der dritten Generation, Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2020
www.randomhouse.de/Buch/Leben-mit-Auschwitz/Andrea-von-Treuenfeld/Guetersloher-Verlagshaus/e570274.rhd

Aus der Verlagsankündigung

Die Überlebenden des Holocaust konnten über das Geschehene oft nicht sprechen. Doch die Traumata des Erlebten wirkten auch im Stillen und gerade dort: Überlebende und ihre Kinder beschwiegen das Unfassbare, um einander zu schützen und dem Schrecken nicht oder nicht noch einmal begegnen zu müssen.

Anders die Generation der Enkel. Sie stellt den Großeltern nicht nur Fragen, auf die sie auch Antworten bekommt. Sie erlebt Auschwitz zudem als ein historisches Faktum, das in den 75 Jahren, die seit der Befreiung des Lagers vergangen sind, beschrieben und analysiert, interpretiert und bearbeitet wurde. Was aber heißt und bedeutet Auschwitz dann für diese Dritte Generation?

Dieses Buch versammelt Zeugnisse von Enkelinnen und Enkeln von Auschwitz-Überlebenden. Es sind oft berührende, manchmal erschütternde und immer nachdenkswerte Berichte darüber, wie wirkmächtig das Geschehen von damals im Leben von Menschen auch heute noch ist. Auschwitz war nicht nur gestern, Auschwitz ist heute - immer noch und bleibend.

Mein Vater war schon sehr kinderfreundlich und wollte möglichst viele Kinder. Er war ein Einzelkind und das war für ihn schwer. Er war nicht nur überbehütet, es konzentrierte sich alles auf ihn. Auch alle Hoffnungen. Sicherlich keine einfache Kindheit mit so viel Last auf den Schultern. Aber er hat es bis zum Schluss genossen, Kinder um sich zu haben. Deshalb hat er auch gerne Enkel gezählt. Der Lebensfaden war so dünn und wäre beinahe gerissen. Die Tatsache, dass seine Eltern überlebt haben, sich kennengelernt haben, und mit ihm wieder ein neuer Lebens-

ANDREA VON TREUENFELD
**LEBEN MIT
 AUSCHWITZ**
 MOMENTE DER GESCHICHTE UND
 ERFAHRUNGEN DER DRITTEN GENERATION

